Die Lorelei.

Novelle von v. Sturm.

„Du willst also wirklich von der ganzen Sache nichts wissen, Mama?" fragte General von Bernau seine Gattin vorwurfsvollen Tones.

„Nein, Gustav. Leonore mit ihrem ernstangelegten Charakter paßt nicht in den Künstlerkreis, in den er sie einführen muß, wenn sie seine Frau ist. Ich habe nichts gegen ihn, er ist ein talentvoller, ich möchte sagen genialer Maler. Aber eben seine Genialität bringt eine gewisse, freie und heitere Lebensanschauung mit sich, und darin ist er der Gegensatz zu unserer Tochter. Es würde zu Zank und Streit kommen, noch ehe die Flitterwochen um sind. Du meinst, Gustav, weil sie ihm jetzt niemals widerspricht und er ihr reines, keusches Denken, ihre Festigkeit in der Pflichterfüllung bewundert, daß es deshalb schon eine harmonische Ehe geben würde? Du irrst. Dies stundenweise Beisammensein jetzt ist noch lange kein Verheirathetsein. Sie werden sich nie in einander fügen — niemals! Und darum nimm seine Werbung nicht an, Gustav! Glaub' mir, es wäre ein Unglück für die Beiden!"

„Aber die Kinder haben sich lieb, Luise, es ist auf ihrer, wie auf seiner Seite eine tiefe Neigung vorhanden, die hilft über Vieles hinweg, Mama! Ueberlege Dir's noch, ehe wir ihnen durch eine abschlägige Antwort das Leben verbittern," sagte der General freundlich bittend zu seiner Gattin. „Es ist — ah, Leonore," unterbrach er sich selbst und wendete sich der eintretenden Tochter zu, „bist schon ungeduldig, möchtest wissen, wie die Entscheidung ausgefallen? Je nun, mein Kind—" er zuckte die Achseln und warf einen unsicheren Blick auf die Mutter.

Das schöne Mädchen mit den prachtvollen, dunkelblauen Augen eilte zur Generalin und sank neben ihr in die Kniee. „Ist's möglich, Mama, Du mit Deinem liebevollen Wesen könntest unser Glück zerstören?" fragte Leonore angstvoll.

„Bist Du sicher, daß es zu Euerem Glücke ist?"

„Ja, Mama."

„Wie bestimmt das klingt! Und dennoch, Kind, ich fürchte, Ihr werdet Euch nicht verstehen!"

„Warum, Mama? Weil Erich eine gottbegnadete Frohnatur ist und ich ein philisterhaft angelegtes Hausmütterchen? O, siehst Du, Mama, gerade das ist von Vortheil, er wird mich erheitern und ich werde den Himmelsstürmer hübsch sachte zu mir zurückführen auf die Erde. O, Mama," flehte sie mit ihrer süßen, schmeichelnden Stimme, „greife nicht trennend in unser Schicksal, er ist ein Mann, er wird es tragen und überwinden, ich dagegen —" sie vollendete nicht und barg bitterlich weinend den blonden Kopf in den Schooß der Mutter. Die Generalin strich mit sanfter Hand über den Scheitel der zärtlich geliebten Tochter und fragte ernst: „Liebst Du ihn, Leonore, mit der ganzen Kraft Deines Herzens, wie eine erste und einzige Liebe?"

„Ja, Mama!"

Noch ein sekundenlanges Zögern, dann sagte die bewegte Frau leise: „So mag denn Erich kommen, ich werde ihn als Sohn begrüßen! Ich weiß es, ich fühle es im Voraus, daß tiefe Schatten auf Euren Lebensweg fallen werden, habt Ihr Euch lieb, treu und unerschütterlich, so werdet Ihr sie überwinden, und darauf will ich meine Hoffnung bauen."

Der General und Leonore küßten ergriffen die schmalen weißen Frauenhände. Wenige Stunden später war Leonore eine glückstrahlende Braut.

* * *

Zwei Jahre sind verflossen. Vor dem kunstvoll gearbeiteten Gitterthore, das die Wilden'sche Besitzung gegen die Straße zu abschloß, fuhr Wagen auf Wagen vor. Die Insassen derselben durchschritten eine nicht lange, aber von steinalten Eichen gebildete Allee, welche direkt zu dem Atelier des berühmten Malers führte. Wilden hatte einigen Intimeren seines Hauses angezeigt, daß er seine Lorelei vollendet, und dieselben zum Besuche seines Ateliers eingeladen.

Unweit des Einganges in das Atelier war ein Fenster, das jedoch bereits zu den Wohnräumen der Villa gehörte. Es war weit geöffnet, doch die herabgelassenen Spitzengardinen gestatteten keinen Einblick in den Raum, der das Boudoir Leonore Wildens war.

Sie saß in einem Fauteuil dicht am Fenster mit einem Buch in der Hand. Die junge Frau hatte sich in den verflossenen Jahren sehr verändert. Ihre königliche Gestalt war formvollendeter geworden, aber das schöne Antlitz war blaß, um den feingeschwungenen Mund lag ein herber Zug und die früher so strahlenden, blauen Augen blickten kalt und trübe vor sich hin.

Die Generalin hatte Recht gehabt. Seit längerer Zeit hatten finstere Schatten den Sonnenschein des Glückes in der Villa Wilden verdunkelte.

In dieser Stunde, wo Künstler, Kritiker und Mäcene dem Gatten drüben im Atelier förmliche Lobeshymnen sangen, saß sie mit ihrem Kummer allein in ihrem Boudoir. Das erste Jahr war dem jungen Paare in ungetrübtester Eintracht verflossen. Kein Zerwürfniß, keine bösen Worte hatte es gegeben, dagegen sehr viel hingebende Liebe und Zärtlichkeit. Manches kleine Opfer war den gegenseitigen so verschiedenen Ansichten und Neigungen gerne gebracht worden. Sie hatten versucht, sich ineinander zu finden und es wäre ihnen wohl auch gelungen, hätte Frau Leonore nicht angefangen, dem Gefühle der Eifersucht in ihrem Herzen Raum zu geben.

Anfangs lächelte Wilden über die Scenen, die ihm seine „blonde Lore" machte, und die junge Frau war auch stets wieder die Liebenswürdigkeit selbst, wenn sie einsah, wie Unrecht sie ihrem Manne gethan. Die Geburt eines Knaben zerstreute alle Mißstimmung und man war glücklicher als je. Doch nicht lange. Wilden begann den Entwurf zu einem großen Gemälde und bedurfte dazu einiger weiblicher Modelle. Und nun begannen die Schatten aufzutauchen, immer häufiger und bedrohlicher. Wieder gelang es Wilden, der gelassen und milde Vertrauen forderte, die erregte Frau zu beruhigen.

Eines Tages aber, es mochte ungefähr vier Monate her sein, als Leonore in dem Atelier mit dem berühmtesten aller Modelle, mit der „rothen Cilli", zusammentraf, da kam es zu einem häuslichen Sturme, der Alles weggefegt zu haben schien, was die beiden Menschen an Liebe und Vertrauen für einander besessen hatten. Wilden betrat seit jenem Tage die Villa nur mehr zur Speisestunde und die junge Frau ging ernst und stolz, fast statuenhaft durch die Räume. Nur wenn die „rothe Cilli" oder eines der anderen weiblichen Modelle durch die Allee kam und in das Atelier verschwand, glitt ein schmerzlich verächtliches Zucken um den blassen Mund. Wie herzlich hatte sie Erich gebeten, die eine wenigstens, die „rothe Cilli", diese berüchtigte Courtisane mit den edlen, antiken Zügen und dem lasterhaften Charakter, nicht mehr kommen zu lassen! Gebeten hatte sie und auf sein mißmuthiges: „Sei doch vernünftig, ich brauche sie zu dem Bilde!" hatte sie es gefordert, erregt und leidenschaftlich. Am anderen Tag war sie wieder gekommen, die rothe Schöne, und war stundenlang im Atelier geblieben. Das war seine Antwort gewesen auf ihre Bitte, ihre Forderung!

Wilden selbst litt schwer unter dem Zusammenbruche seines häuslichen Glückes. Wie oft hatte er in den letzten Wochen Pinsel und Palette fortgeworfen und war hinausgestürmt in's Freie! Er war ein fein empfindender Mensch und die Vertrauenslosigkeit der Frau, die er heiß geliebt, verletzte und empörte ihn grenzenlos. Es gab Tage, wo es ihm unmöglich dünkte, sein großes Bild, „Die Lorelei", zu vollenden. Er wollte fort, hinaus in die Welt, sich in den Strudel des Lebens stürzen, um zu vergessen. Wer würde nach ihm fragen? Niemand. Sein Kind war ja noch zu jung, um den Vater zu vermissen. Immer wieder raffte er sich auf. Ja, er setzte endlich seine ganze moralische und künstlerische Kraft ein, die Lorelei sollte ein Meisterwerk werden. Dann wollte er gehen, vielleicht auf Nimmerwiederkehr!

Einige der zuerst gekommenen Besucher verließen das Atelier. Man sah an ihren Mienen, daß die Lorelei Entzücken und Bewunderung hervorgerufen hatte. Leonore schob den Vorhang ein wenig zurück und blickte hinaus. Graf T., ein Kunstmäcen ersten Ranges, seine junge, intelligente und liebenswürdige Frau am Arme, zur Linken den gelehrten und unparteiischen Kunstkritiker Doktor S., waren die Ersten, welche vorüberkamen.

„O, ich wußte es," rief in diesem Augenblick die Gräfin enthusiastisch aus, „daß vor diesem Bilde Ihr Tadel verstummen muß, Herr Doktor!"

„Ich tadle nur, wo ich Tadelnswerthes finde, Frau Gräfin, die Lorelei aber ist eines der wenigen Kunstwerke, die tadellos sind. Wilden hat sich diesmal selbst übertroffen!" Die Gräfin nickte zustimmend.

„Welch' eine herrliche Gestalt!" fuhr sie dann fort. „Wohl hatte Wilden ein selten schönes Modell zur Verfügung — aber das haben Andere auch, und sie schaffen uns doch keine Lorelei wie diese. Kein Wunder, wenn der arme Fischer unten auf dem Rheine über diesen wunderbaren Augen, über dieser berückenden Gestalt Wohl und Wehe vergißt und sich von den Nixen in die Tiefe ziehen läßt." Die letzten Worte klangen kaum mehr verständlich an das Ohr der Lauschenden.

Es war vorbei; tief in ihrem Innern hatte sich die junge Frau stets der Hoffnung hingegeben, daß sie sich getäuscht, daß ihr Mann jenes feile Geschöpf, dessen frivoles Lachen so oft zu ihr herübergeschallt, wirklich nur als Modell benützt, daß die kecke Dirne mit dem rothen Haar und den lüsternen, grauen Augen seine „süße Lore" nicht habe verdrängen können aus seinem Herzen, trotz aller ihrer Bemühungen. Nun war diese Hoffnung erstorben für alle Zeiten. Leonore hatte einem Gespräche unter den Kunstgenossen ihres Mannes entnommen, daß er die „rothe Cilli" als Lorelei malen werde, er hatte sie zur Hauptfigur seines Gemäldes erwählt und war dabei dem gefährlichen Zauber dieser Sirene verfallen. Triumphirend saß sie droben auf dem Felsen! Sein liebestrunkener Blick hatte sie idealisirt, die wunderbare Lorelei vermehrte seinen Ruhm, sie trug seinen Namen in ferne Länder und Städte, sein Stern stieg höher und höher. Was Wunder, wenn er sie an sein Herz zog und Weib und Kind über ihr vergaß.

Mit zuckenden Lippen und unheimlich flimmernden Augen flüsterte sie leise vor sich hin. „Auch er hat sein Wohl und Wehe über dieser Lorelei vergessen wie der Fischer — er ist verloren und ich mit ihm!"

Ein dumpfer Aufschrei entrang sich ihrer Brust, sie sank auf den Teppich nieder, ihr ganzer Körper bebte unter konvulsivischem, thränenlosem Schluchzen. —

Ein leises Klopfen ließ sie endlich emporfahren. Die Zofe trat mit der Meldung ein: „Es ist servirt, gnädige Frau!"

Als sie in dem Speisezimmer erschien, war Wilden bereits anwesend. Schweigend, wie immer, wurde das Mahl, das sich bei Beiden auf wenige Bissen beschränkte, eingenommen.

Leonore trug eine eisig kalte Ruhe zur Schau. Sie war zu dem festen Entschluß gelangt, sich auf den linken Flügel der Villa zurückzuziehen. In eine gerichtliche Trennung wollte sie nicht einwilligen, wenn er ihr dieselbe vielleicht nahelegen sollte.

Wildens ernster Blick hatte einmal das starre Antlitz seiner Frau mitleidsvoll gestreift, als er aber den stolz-verächtlichen Zug um ihre feinen Mundwinkel gewahrte, versinsterten sich seine männlich-schönen Züge und seine Haltung wurde so unnahbar wie die ihre.

So saßen sich die beiden Menschen gegenüber, Haß und Groll im Herzen, die noch vor Jahresfrist mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit einander angehört hatten.

Als die schlanke Frau sich erhob, deutete er mit einer leichten Handbewegung nach dem verlassenen Stuhle.

„Bitte, nimm wieder Platz. Ich habe einige Minuten mit Dir zu sprechen."

Sie zuckte zusammen und ließ sich wieder nieder. Was hatte er ihr zu sagen? Galt es eine Entscheidung?!

„Ich reise heute Abend ab," begann er äußerlich ruhig. „Wann ich wiederkehre, weiß ich nicht — vielleicht sehen wir uns überhaupt nicht wieder! Du kannst hier bleiben oder mit dem Kinde zu Deinen Eltern gehen, ganz nach Belieben. Deine kluge, wackere Mutter hat vorausgesehen, wie es kommen wird — sie wird nicht überrascht sein, wenn Du wieder heimkehrst. Die Geldangelegenheiten wird Doctor Stern ordnen. Daß Du das Kind ordentlich erziehst, brauche ich Dir nicht an's Herz zu legen — in der Beziehung habe ich Vertrauen zu Dir. Meine jeweilige Adresse erfährst Du jederzeit von Doctor Stern, wenn Du sie brauchen solltest, um mir irgend etwas Dringendes in Betreff des Knaben zu schreiben. Anderer Mittheilungen von Deiner Seite bedarf es nicht."

Er schwieg einen Augenblick, die junge Frau regte sich nicht.

„Ich gebe meinen Freunden ein Abschiedsfest im Klub — wir werden uns also nicht wiedersehen."

Der stattliche Mann wendete sich zum Gehen.

„Noch eins. Das Atelier ist während meiner Abwesenheit für Jedermann verschlossen, und sollte man Dich fragen betreffs der Lorelei, so sage, daß sie unverkäuflich ist. Sie bleibt in meinem Besitz. — Leb' wohl, Leonore."

„Sie neigte stumm den blonden Kopf, das blasse Frauenantlitz mit den tiefgesenkten Lidern und dem verächtlichen Zug um den Mund war wie aus Stein gehauen.

Als die Thür hinter ihm in's Schloß gefallen war, stöhnte sie auf und floh in ihr Schlafgemach. Als sie den Riegel vorgeschoben, schlug sie die Hände vor das Gesicht. — Verlassen! Weib und Kind ließ er allein — und die rothe Sirene wird ihn begleiten!

Die furchtbar erregte Frau lachte auf, gellend und verzweifelnd:

„Die Lorelei bleibt in meinem Besitz!" Er wollte das Bild nicht missen, obwohl das Original sein eigen war.

Sie sank auf einen Divan und begann zu schluchzen. Es war so schmachvoll, so erbärmlich, daß sie nun doch der Schmerz übermannte. Sie hatte ihn zum letzten Male gesehen! Sie fühlte, daß die Trennung sie tödten würde, daß sie trotz alledem an ihm hing mit jeder Faser ihres Herzens. Plötzlich sprang sie auf.

„Das Atelier ist geschlossen für Jedermann," murmelte sie düster vor sich hin, „für mich aber nicht! Ich will und muß das Bild sehen, daß mein Glück vernichtet hat!"

Mit fieberhafter Hast eilte sie an den Schreibtisch, riß die Lade auf und nahm einen Schlüssel mit blauem Seidenbande aus derselben. In der nächsten Minute stand sie vor einer kleinen Tapetenthür. Das war der Eingang in's Atelier, den er eigens für „sein Herzblatt" hatte machen lassen. Wie oft war sie zu allen Tagesstunden hier durchgeschlüpft, und jedesmal hatte er sie mit einem Freuden- oder Schmeichelruf begrüßt. — Vorbei!

Nun stand sie in dem weiten, dämmerigen, von weicher Frühlingsluft und berauschendem Fliederduft erfüllten Raume, den der Künstler mit seinem geläuterten Geschmack ausgestattet. Mit einemmale stockte ihr Fuß. Die in den Garten führende Glasthür stand weit zurückgeschlagen.

War er noch daheim? Ach nein. Der Diener hatte jedenfalls den Auftrag, ehe das Atelier für lange, lange Zeit verschlossen wurde, es noch einmal gründlich auszulüften.

Dort stand das Bild. Sie sah nur die Umrisse desselben und den hellen Schein, der von dem Gewande der Lorelei ausging. Heftiges Zittern ging durch Leonorens Glieder. Sollte sie nicht lieber umkehren? Wozu die Qual? Warum den Dolch noch tiefer in's Herz stoßen?

„Ich muß sie sehen!" flüsterten die bebenden Lippen. „Je schöner er sie hingemalt, um so mehr werde ich ihn hassen lernen! Der Haß muß den wahnsinnigen Schmerz besiegen!"

Sie drückte auf den Knopf der elektrischen Beleuchtung. Die Glühlampen flammten auf. Sie trat vor das Bild.

Minute um Minute verrann. Nach dem ersten Blick auf das Gemälde war die junge Frau mit der Hand über die Stirn gefahren, als wollte sie einen Traum verscheuchen. Dann stand sie mit weitgeöffneten Augen versunken im Anblick der Lorelei. Die bezaubernd schöne Gestalt dort oben auf dem Felsen war nicht das Abbild der rothen Circe, das waren ihre eigenen Züge, wenn auch idealisirt, so doch auf den ersten Blick erkennbar, das war ihre hochaufgebaute, schmiegsame Gestalt. Ein jubelnder Aufschrei drang aus der befreiten Brust der jungen Frau. Wie Schuppen fiel es ihr von den Augen. Nie hatte er eine Andere an sein Herz genommen — sie hatte ihm schweres Unrecht zugefügt. Als sie das Gemälde genauer betrachtete, da sah sie auch aus den Rheinfluthen auftauchend neben anderen Nixen den Kopf der „rothen Cilli", ein unheimliches Lächeln um den sinnlichen Mund. Ihre weißen Hände griffen nach dem Kahne des Jünglings, der liebestrunken zu der lichtumflossenen Feengestalt emporblickte, um ihn mit Hilfe der Schwestern in die Tiefe zu ziehen.

Plötzlich fuhr Leonore aus ihrem Schauen auf. War ihr Gatte schon abgereist?! Nein, nein, er konnte nicht gegangen sein! Er durfte nicht fort — jetzt nicht! Sie müßte —

Schritte näherten sich aus dem Garten und Wildens hohe Gestalt erschien im nächsten Augenblick auf der Schwelle der offenen Thür.

„Erich!" schrie sie auf. „Gott sei gelobt, daß Du da bist!"

Sie flog auf ihn zu und sank vor ihm in die Kniee.

„Erich, verzeih'!"

Er hob sie auf und geleitete sie zu einem Stuhle. Verschüchtert blickte sie in sein ernstes Antlitz.

„Ich wußte, daß es so kommen würde", sagte er gelassen, ein bitteres Lächeln um den Mund.

„Erich, Du gehst nicht fort. Du bleibst bei mir?!" flehte sie mit thränenerstickter Stimme und faßte nach seiner Hand.

Er entzog ihr dieselbe und erwiderte tonlos: „Ich muß fort!" und als sie erschreckt und bittend zu ihm aufsah, fuhr er schmerzlich erregt fort: „Meinst Du wirklich, daß Du mit Deinem Fußfall und Deinem ‚Verzeih' mir, Erich!' gutgemacht, was Du in den letzten Monaten verschuldet?! Nein, Leonore, ich kann nicht verzeihen, denn ich kann nicht vergessen. Vielleicht hätte ich es gekonnt," schloß er zürnend, „wenn die heutige Mittagsstunde nicht wäre!"

Er wendete sich ab, um der furchtbaren Erregung Herr zu werden, die ihn erfaßt, und schritt einige Male auf und nieder, während die blasse Frau, den blonden Kopf tief auf die Brust geneigt, verzagt vor sich niederblickte. Endlich blieb er wieder vor ihr stehen.

„Glaubst Du wirklich," begann er ruhiger, „daß ein Mann, der noch einen Funken Ehrgefühl in der Brust hat, sich von seiner Frau die Verachtung gefallen lassen kann, wie Du sie mir heute gezeigt? Wie oft habe ich Dich gebeten, mir zu vertrauen, wie oft Dir klarzumachen versucht, daß ich als Künstler nicht anders handeln konnte — es war umsonst gewesen! Es ist nicht meine Schuld, daß es so gekommen ist! Wenn ich Alles vergessen könnte, diese Stunde nicht, die läßt sich nicht aus dem Gedächtnisse streichen — jetzt nicht," schloß er milder, als die junge Frau bitterlich weinend das Antlitz in den Händen barg. „Leb' wohl, Leonore!"

* * *

Der Sommer ging seinem Ende entgegen. Leonore Wilden hatte die Einladung der Eltern, denselben bei ihnen auf dem Lande zuzubringen, dankend abgelehnt und war in der Stille verblieben. Sie ahnten nichts von dem Zerwürfniß der Tochter und dem Schwiegersohn, und Leonore wußte, daß die scharfen Mutteraugen sofort die Wahrheit errathen würden.

Sollte die kluge Frau Recht behalten? Sollten sie sich in der That nicht ineinander finden können? Und war es denn nicht einzig und allein ihre eigene Schuld, daß Erich seinem Heim den Rücken gewendet? Unzähligemale hatte sie gelobt, ihm eine liebevolle, treue Gefährtin zu bleiben in Glück und Leid, und wie hatte sie ihr Wort gehalten. In jeder Weise hatte sie ihm das Leben verbittert, hatte ihn gekränkt und verletzt, ihn, der stets liebevoll, so nachsichtig gegen sie gewesen war. Mußte er nicht endlich die Frau verlassen, die ihn mißverstanden und sein künstlerisches Schaffen in den Koth gezerrt, anstatt ihm anfeuernd und begeisternd zur Seite zu stehen? Seine Liebe mußte ja erkalten. Würde sie im Stande sein, die erloschene Liebe wieder aufflammen zu machen? O, wie wollte sie ihm jeden Wunsch an den Augen von den Lippen ablesen, wenn er zurückgekehrt sein wird, wie wollte sie demüthig und hingebend sein, um die böse Zeit aus seinem Gedächtnisse zu löschen!

All' diese Gedanken beschäftigten die junge Frau, als sie eines Abends an dem geöffneten Fenster saß und in den Garten hinausblickte. Sie trug ein helles, leichtes Hauskleid und die schweren Flechten hingen gelöst über Schultern und Nacken. Der Kopf hatte sie geschmerzt, da hatte sie ihm die Last abgenommen.

Leonore sah elend aus. Abgemagert und blaß, die seelenvollen Augen glanzlos und trübe, die Haltung schlaff und gebeugt.

Reue, Sehnsucht, schlaflose Nächte, die Todesangst, die sie manchmal erfaßte, ihr Gatte würde überhaupt nicht mehr zurückkehren, das Alles las man aus ihrem vergrämten Antlitz heraus. Seit drei Monaten war er ferne. Sollte sie den Herbst, vielleicht sogar den ganzen langen Winter mit seinen kurzen Tagen und endlosen Nächten, mit dem grauen Himmel, der Kälte und den Stürmen allein zubringen müssen? Das wäre mehr, als sie zu ertragen vermocht hätte — sie würde ihn nicht mehr finden, wenn er heimkehrte und sie hätte keine Gelegenheit mehr, ihm zu zeigen, wie lieb sie ihn hatte.

Sollte sie die Adresse, die er ihr vierzehn Tage nach seiner Abreise aus einem weltentlegenen Fischerdorf an der Nordsee eingesendet, um ihr, wie er kurz schrieb, die „jedenfalls unliebsames Aufsehen erregende Nachfrage nach derselben" zu ersparen, nun doch zu der Mittheilung benützen, daß sie leidend sei, und daß er heimkehren solle?

Wozu würde das nützen? Er käme wahrscheinlich und ginge still und gleichgiltig neben ihr hin. Das wäre noch furchtbarer, und das würde sie noch weniger ertragen. Nein, besser er kehrt erst zurück, wenn er vergessen hatte, so daß sie ein neues Leben beginnen konnten. Wann würde das sein?! „Lorelei!" klang es tief und weich durch das Gemach — Er hielt die an allen Gliedern bebende Frau an seiner Brust. Sie schlang die Arme um seinen Hals so fest, als wollte sie ihn nie mehr von sich lassen, und drückte den blonden Kopf tief in seine Schulter.

Beruhigend strich er mit sanfter Hand über das weiche Haar.

„Fasse Dich, mein Liebling," flüsterte er bewegt.

Die großen tiefen Loreleiaugen sahen in Thränen schimmernd zu ihm auf.

„Du hast verziehen, Erich?"

„Ja."

„Und vergessen?" fragte sie wieder.

„Nein. Vergessen konnte ich in der Einsamkeit nicht. Das ist Deine Sache. Wirst Du mir helfen, das letzte, bittere Jahr aus dem Gedächtnisse zu bannen?"

„Ja, Erich, ich schwöre es Dir!"

Eines Kusses Folgen.

Humoreske von M. Savallac.

„Ich komme mit dem Nachtzuge zurück und hoffe Dich auf und eine Tasse Thee zu finden. Dein Papa!"

Irma hatte im Laufe des Abends die Karte wohl ein Dutzendmal überflogen. Der gute Papa! Beides sollte er finden, eine warme Tasse Thee und einen warmen Willkommengruß von den Lippen seines einzigen Töchterchens, das ihm nach dem Tode der Mutter den Haushalt führte, unterstützt von Louise, dem etwas einfältigen, aber fleißigen und ehrlichen Dienstmädchen.

So saß Irma, sehnsuchtsvoll des heimkehrenden Vaters harrend. Im zierlichen Theekessel summte und brodelte das Wasser. Schon war es elf Uhr vorüber. Jeden Augenblick konnte die Klingel an der Korridorthür ertönen und der Erwartete eintreten.

* * *

Leopold Kühn war ein unverbesserlicher Junggeselle; seit er das fünfunddreißigste Jahr überschritten, hatten auch die weiblichen Jäger auf dies Edelwild die Jagd aufgegeben. Sie war erfolglos. Leopold wollte partout nicht heirathen.

Und doch war er angeblich zum Ehemann wie geschaffen: im Besitz einer sehr auskömmlichen Stellung, mit einem kleinen Vermögen obendrein, ein stattlicher Mann und ein seelensguter Kerl noch dazu. Aber er hatte eine merkwürdige Ehescheu.

Im ersten Stock des Hauses hatte er ein paar Zimmer bei einer alten Dame gemiethet und sich comfortabel möblirt. Die übrigen Hausgenossen beachtete er gar nicht. Er wußte, daß im zweiten Stock ein alter Rechnungsrath wohnte — von der lieblichen Mädchenblüthe Irma, der Tochter desselben, hatte er keine Ahnung. Was gingen ihn die Mädchen an und die jungen obendrein.

Bis elf, halb zwölf saß Leopold allein an seinem Stammtisch. Dann kehrte er heim, um am frühen Morgen seinem Berufe nachzugehen.

Heute war's am Stammtisch urlangweilig gewesen. Ein paar Ehemänner hatten von ihren Frauen geschwärmt. Das hatte Leopold dazu gebracht, aus Aerger nur noch ein paar Seidel mehr zu trinken und etwas früher als sonst zu gehen.

Aber — die Reden der Beiden kamen ihm nicht aus dem Kopfe. Unsinn! Wenn seiner jetzt daheim ein Weib wartete! [illegible] „Die würde zanken!" sagte er sich, um sich zu trösten. Aber da redete eine Stimme in ihm etwas ganz anderes. „[illegible] Unsinn!" murmelte er mißvergnügt und ging nach Hause.

Aber die Gedanken gingen mit. Nur die legten ihm noch auf der Treppe zu.

* * *

Donnerwetter! Hatte er denn den falschen Schlüssel, seiner schloß ja nicht! Aergerlich drückte er an die Klinke. Was? Die Thüre war unverschlossen? Seine alte Wirthin wurde doch schon recht unzuverlässig. Brummend trat er in den dunklen Vorsaal. Aber was war das?

Eine Thür wurde aufgerissen und im nächsten Augenblick fühlte er ein paar weiche, warme Arme sich um seinen Nacken schlingen und ein paar frische, rosige Lippen suchten die seinen.

„Papa! Lieber Papa! Wie gut, daß Du wieder da bist!"

Lot's zur Salzsäule erstarrte Frau war beweglich gegen unsern Leopold. Starr, [illegible], stand er da, willen- und regungslos. Ein Weib hatte ihn geküßt!

Da [illegible] sich die Thür wieder und ein Lichtschein fiel in den dunklen Corridor. Und zugleich erklang ein Schrei: „Um des Himmels Willen! Ein fremder Mann!"

Der fremde Mann war mit einem Satze draußen. „Donnerwetter," flüsterte Leopold, als die Thür hinter ihm verriegelt wurde — „bin ich denn heute ganz toll! [illegible]"

Und da kam ihm plötzlich eine Ahnung der Wahrheit.

„O, ich neunhäutiger Esel!" sagte er leise. Ich bin in meinem Dusel eine Treppe zu hoch gestiegen. Deshalb paßte auch mein Schlüssel nicht. Na, da hab' ich was schönes angerichtet! Was das Mädel wohl von mir denken wird! Und wie soll ich mich entschuldigen für den Kuß!"

Aber merkwürdig — als er später in seiner Wohnung saß, war ihm ganz wohlig zu Muthe in der Erinnerung an sein Abenteuer, das ihn auch noch in seine Träume hinein verfolgte.

Na — das waren Träume! Alles hübsche junge Mädchen, die durchaus Leopold küssen wollten. Er wehrte alle ab — nur einer gelang es und diese Eine hatte das liebliche Gesichtchen mit dem reichen Blondhaar — das er in dem Lichtschimmer dort oben gesehen hatte.

Dort oben! Heiliger Gott — er mußte sich doch entschuldigen! Das war sein erster Gedanke am anderen Morgen. Und der Gedanke ließ ihn nicht mehr los. Er peinigte ihn den ganzen Vormittag hindurch, bis er Mittags zum großen Erstaunen der alten Frau Amtmann nach Hause kam, sich in seinen besten Anzug warf und mit einer Miene, als gelte es einen Gang auf's Schaffot, die Treppe hinauf in die zweite Etage stieg.

Der Rechnungsrath sah sehr verdutzt drein, als Leopold so linkisch wie möglich seine Entschuldigung vorbrachte, und Irma war glühend roth geworden. Das sah nun der Besucher wieder und wurde so verlegen, daß er nur noch stammelte. Und als er die Thür wieder hinter sich in's Schloß fallen sah, da sagte er dasselbe Wort wie in der Nacht: „Ich neunhäutiger Esel!"

Amor aber, der kleine schelmische Gott, der auf dem Treppengeländer balancirte, lachte fidel. Sein Pfeil saß schon, das merkte er wohl.

Von Stund an war Leopold ein anderer. Er kämpfte mit sich redlich und ernst, aber mit dem eigenen Herzen ist ein schlechtes Kämpfen. Und sein eigenes zog ihn mit Gewalt nach oben.

Und Irma? Ja, es ist seltsam genug im Leben! Da hatte sie einem wildfremden Mann einen Kuß gegeben und es schien ihr gar bald, als könnte sie das gleiche noch einmal mit voller Absicht thun.

Was dann kam, lieber Leser? Nichts Unnatürliches, sondern das Natürlichste. Erst wurden beide roth, wenn sie sich sahen, dann fanden sie ein paar freundliche Worte, dann ward Leopold intim bekannt mit dem Rechnungsrath, dann wurde er einmal zu Tische eingeladen, dann kam er häufiger und —

Gestern haben sie ihre Verlobungskarten versandt.

Der Sack vor der Thurmuhr.

Aus der Mark wird folgendes jüngst geschehene Bauern-Stückchen berichtet. Hatten da zwei Dörfer, nennen wir sie Schulzendorf und Müllersdorf, eine gemeinschaftliche Kirche mit einem Glockenthurm, — aber keine Uhr an diesem Thurm. Der Deutlichkeit halber mag bemerkt werden, daß die Kirche mit dem Thurm in Müllersdorf stand. Lange Jahre und Geschlechter hindurch hatten beide Dörfer sich bei Kirche und Thurm wohl befunden, bis eines Tages ein Neunmalweiser von außerhalb die Müllersdörfer höhnte, daß ein Kirchthurm ohne Uhr ein klägliches Unding sei. Das leuchtete ihnen ein und nach Reden und Widerreden und langen Unterhandlungen mit den Schulzendorfern wurde beschlossen, eine Uhr mit zwei großen, vergoldeten Zeigern anzuschaffen. Es war ein förmlicher Festtag, als sie zum ersten Male in der Morgensonne am Thurme prangte und die ersten Schläge durch das Dorf hallten und im Kruge fand fröhliche Einweihung und erneute Verbrüderung zwischen denen von Müllers- und Schulzendorf statt. Die Müllersdorfer hatten als die Besteller die Uhr natürlich bezahlt und meldeten den Schulzendorfern den Betrag der entstandenen Unkosten. Aber nun kam das dicke Ende: die Schulzendorfer blieben hartnäckig und machten nicht im Geringsten Miene, die ihnen zugemuthete Hälfte der Kosten zu zahlen.

Seit Jahrzehnten war das gute Verhältniß zwischen den beiden Dörfern durch keinen Mißklang getrübt worden, jetzt schlug die Uhr dazwischen. Das Oberhaupt von Müllersdorf sah sich zu einem geharnischten Mahnbrief an das Nachbardorf veranlaßt — umsonst, es erfolgte weder Ablehnung noch Antwort. Hingegen standen die Schulzendorfer, wenn sie Sonntags die Kirche besucht hatten, nach dem Gottesdienste in hellen Schaaren vor der Thurmuhr und regulirten nach ihr ihre eigenen Zeitmesser mit unverfrorener Gründlichkeit. Der Grimm der Müllersdorfer wuchs und endlich fand er seinen genügenden Ausdruck — nicht in einer Prügelei, wie das anderswo Brauch sein mag, wie es sich aber für ein gebildetes Dorf der Mark sicher nicht schickt. Eines Sonntags hatten die Schulzendorfer wieder die Kirche besucht und pflanzten sich wie gewöhnlich vor der neuen Uhr auf, ihre eigenen Uhren zum Vergleich betrachtend. Aber da sahen sie zu ihrem Schrecken, daß vor dem Zifferblatt der Kirchuhr ein großer Sack hing, auf dem deutlich sichtbar die Zahl 50 mahnte. Beschämt drückten sich die von Schulzendorf unter dem Hohngelächter derer von Müllersdorf. Folgenden Tags traf in Müllersdorf ein Schreiben mit 50 Reichsmark ein. Seit dem leuchtet die Uhr wieder beiden Gemeinden, und die Eintracht ist ungetrübt.

[illegible]

„Herr Lieutenant, haben Sie schon [illegible] zu finden?"

„Hab' mal vor Spiegel probirt — geht nicht — zu kleiner Mund!"